Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 15 (1928)
Heft: 7

Artikel: Grundformen der europäischen Stadt
Autor: Gantner, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-15193

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

GRUNDFORMEN DER EUROPÄISCHEN STADT

VON J. GANTNER

Durch das Entgegenkommen des Autors sind wir in der Lage, einen Ausschnitt aus der Zürcher Habilitationsschrift von Dr. J. Gantner zum Abdruck zu bringen, die unter dem Titel »Grundformen der europäischen Stadt, Versuch eines historischen Aufbaus in Genealogien« soeben im Verlag von Anton Schroll & Cie. in Wien erschienen ist. Der Verfasser wählte ein Kapitel der Einleitung, welches die Grundgedanken des Buches knapp zusammenfasst, und sie mit einigen, z. T. schweizerischen Beispielen illustriert. Zu dem Buch selbst darf bemerkt werden, dass es wohl zum ersten Mal den Versuch wagt, die Geschichte des europäischen Städtebaus von der frühen griechischen Antike bis zum Klassizismus nach Formen und Genealogien zusammenzustellen. Nach Erhalt des vollständigen Werkes werden wir auf die Arbeit zurückkommen.

Entsprechend der Methode, die ich in den ersten Kapiteln als die eigentlich schöpferische Methode aller Wissenschaften bezeichnet habe, stelle ich hier an den Anfang der Untersuchung, als einen Lehrsatz gleichsam ein erstes Resultat: dass die europäische Stadtbaukunst bis zum Ende des Mittelalters sich immer zwischen zwei genau definierbaren gegensätzlichen Formen bewegt hat, so dass es geboten ist, von Anfang an von einer immanenten Dualität zu sprechen. Diese zwei Formen sind:

1. Die planimetrisch »unregelmässige« Stadt, deren Unregelmässigkeit in ihrem Ursprung nichts anderes ist, als eine bewusste Anlehnung an das Gelände, oder eine Unterordnung unter architektonische Kraftzentren.

2. Die planimetrisch »regelmässige« Stadt, deren Regelmässigkeit nach vorbestimmten Grundsätzen ohne Rücksicht auf das Gelände durchgeführt wird.

Ueber das Verhältnis der beiden Formen zueinander aber ist zu sagen:

1. Sie sind beide seit Vorzeiten latent vorhanden, so dass es durchaus verfehlt wäre, von einer Evolution der einen aus der andern, oder gar von einer regionalen oder nationalen Beschränkung der einen oder der andern zu sprechen.

2. Sie verbinden sich vorübergehend in den Jahrhunderten der Renaissance und des Barock in dem Sinne der Rationalisierung älterer Formen und Lösungen.

3. Innerhalb jeder der beiden Grundformen spielen sich bestimmte Entwicklungen ab, deren einzelne Etappen mit der geistigen Haltung der betreffenden Zeit kausal zusammenhängen. Oft herrscht infolgedessen die eine Grundform Generationen lang vor, während die andere zurücktritt.

Diese Lehre von einer immanenten Dualität der städtebaulichen Formationen kann sich darauf berufen, dass im Grunde alle weiter gespannten kunsthistorischen Untersuchungen der letzten hundert Jahre auf eine ähnliche Formel zurückgehen. Die Anschauung Jakob Burckhardts von den zwei Höhepunkten der abendländischen Kunst, die dann von seinen Nachfolgern unter Beschränkung auf die in ihrem historischen Ablauf eindeutigsten Jahrhunderte pädagogisch kodifiziert worden ist, setzt hier wie dort die Annahme zweier latent existierender Pole der künstlerischen Gestaltung voraus, und es bleibt dann auch hier wieder lediglich eine Frage des Tempos der Entwicklung, ob die gegensätzlichen Formen nacheinander (und in scheinbarer Evolution der einen aus der andern) oder nebeneinander konstatiert werden können.

Durch eine ganz einfache Ueberlegung theoretischer Art lässt sich zunächst eine Vorstellung gewinnen von den beiden Grundformen der Stadt.

Gegeben sind unter allen Umständen zwei Elemente: das Terrain und die Vielzahl von Einzelbauten. Ich habe an anderer Stelle die Frage aufgeworfen, die ich auch hier nur streifen kann: ob nicht einmal die Relation zwischen der natürlichen Beschaffenheit des Geländes und der architektonischen Beschaffenheit der Stadt untersucht werden sollte — jedenfalls aber ist die Wichtigkeit der Beziehung zwischen dem Einzelhaus und seiner Stadt evident. Es ist schon gesagt worden: die Geschichte der Stadtbaukunst muss sich stützen können auf eine ganz eindeutige Geschichte des Wohnhauses, und solange diese fehlt, werden alle Definitionen der ersteren nur provisorisch sein.

Es gibt demnach zwei Ausgangspunkte für die Gestaltung einer Stadt:

1. Ausgangspunkt: das Terrain. Bei der Aufgabe, eine Vielzahl von Einzelbauten auf ein gegebenes Terrain zu stellen, kann das Terrain insofern bestimmend und wegleitend sein, als seine Formen — die bestenfalls in der Ebene neutral sind — von den Formen der Häuserreihen und Baublöcke wiederholt, das heisst in entsprechende Richtungsachsen umgesetzt werden. Beispiel: Bern.

2. Ausgangspunkt: das Haus. In diesem Falle gibt das Haus mit seinen natürlichen, sich rechtwinkelig schneidenden Achsen das Mass und die Richtschnur für die Achsen der Häuserreihen und der Stadt. Das Rechteck des einen Hauses steht parallel zum Rechteck des nächsten, Resultat: die Reihe. Zwei parallele Reihen ergeben die Strasse mit einheitlicher gerader Flucht. Das Auslassen eines Hauses oder einer Hausgruppe ergibt den Platz. Das Gelände spielt keine Rolle. Beispiel: Verona.

Die Gegenüberstellung von Bern-Verona hat den grossen Vorzug, dass sie zwei Städte betrifft, welche allerdings zu ganz verschiedenen Zeiten, aber unter sehr ähnlichen geographischen Voraussetzungen gebaut worden sind. In beiden Fällen handelt es sich um eine Anlage im Knie eines Flusses, und ein Unterschied liegt einzig darin, dass Bern auf einem steilen Felsband liegt, welches hoch über der Aare in seinen Konturen die Biegung des

Flusses wiederholt, während das Gelände an der Etsch fast völlig eben ist. Das entscheidende Merkmal aber muss hier wie dort in der Stellung der Stadt zum Flusse gesucht werden. In Bern ist die Formation der Häuserreihen und Strassenzüge in einer ausserordentlich schönen Weise durch die Biegung des Flusses inspiriert worden, und den Architekten, welche diese untadelige Stadt gebaut haben, war das Gelände bis zu dem Grade massgebend, dass sie aus der Not der räumlichen Beschränkung eine Tugend machten; in Verona dagegen wurde das einzelne Haus das Mass aller Dinge; die Architekten haben da ohne Rücksicht auf die flüssige Biegung der Etsch das Gelände in regelmässige Baublöcke aufgeteilt. In Bern und Verona sind uns zwei glückliche Ausprägungen der beiden Grundformen der älteren Stadtbaukunst erhalten. Diese beiden Städte zeugen noch heute, wo ihre ursprüngliche Konfiguration, zumal in dem bedeutend älteren Verona, längst etwas getrübt ist, für die beiden Pole künstlerischen Empfindens, und es ist hier vielleicht der Ort, eine Möglichkeit vergleichender Historiographie wenigstens anzudeuten: die Vorstellung des Menschen von der Art, Gestalt und Lage seiner Behausung kann nicht ganz unabhängig sein von der Vorstellung seiner eigenen Existenz in der Welt.

Die Erforschung alter Städte hat nun gerade darin ihren Reiz, dass solche eindeutig erkennbaren Formen selten sind, dass jede Stadt ihre besonderen Züge, ihre Eigenarten besitzt, so dass sie sich einer festen Terminologie nur widerstrebend fügen kann. Darum wird auch hier der Beweis erst dann vollständig sein, wenn er sich auch durch Städte belegen lässt, bei denen das Gelände nicht nur die Formation nicht begünstigt, sondern ihr im Gegenteil widerstrebt. Bern ist wohl in der Anlage seiner Häuserreihen der Biegung der Aare gefolgt, allein die Stadt liegt obendrein noch auf einem Felsband, das seinerseits vom Flusse so geformt worden ist; soll also die bauliche Konfiguration von Bern der Ausdruck einer Formvorstellung sein, so muss es auch Städte geben, welche dieser Vorstellung folgen, ohne dass das Gelände ihnen einen Zwang auferlegt. Nicht anders bei Verona. Diese Stadt nimmt wohl auf den Lauf der Etsch gar keine Rücksicht, jedoch sie liegt auf einer Ebene, und auf einer Ebene baut man normalerweise mit parallelen Achsen; von einer Vorstellung darf also erst dann gesprochen werden, wenn es Städte gibt, die auch im Gebirge rechtwinkelig wie Verona angelegt sind.

Die Beantwortung dieser beiden Fragen bietet im zweiten Falle keine Schwierigkeit. Es gibt eine ganze Reihe von Städten, die mit vollkommen regulärem Grundplan einem irregulären Gelände aufgezwungen wurden, und wo man also berechtigt ist, die Präexistenz einer bestimmten Vorstellung anzunehmen. Das berühmteste Beispiel ist die Stadt Priene in Kleinasien, eine Anlage aus der Zeit Alexanders des Grossen. Diese vollkommen regelmässige Stadt, die, wie ich noch zeigen werde, ihrem Typus nach den Uebergang von der griechisch-hippodamischen zur hellenistisch-italischen Anlage repräsentiert, wurde mit einem Netz von sechs Längs- und sechzehn Querstrassen auf einem terrassierten Abhang gebaut, dergestalt, dass einzelne Strassen sieben Meter tief in den Felsen eingehauen werden mussten, während andere auf hohen Substruktionen lagen. Nach der geläufigen Anschauung würde es sich hier nun aber nicht um eine Grundform, sondern um die antik-römische Grundform schlechthin handeln, der dann eine mittelalterlich-germanische gegenüberstünde. Ich werde später diese Anschauung zu widerlegen haben mit dem Hinweis auf griechische Anlagen, die, zum Teil bedeutend älter als Priene, durchaus in »mittelalterlichem« Geiste gebaut wurden.

Der Fall von Bern dagegen lässt sich nicht in derselben Art verallgemeinern. Ich kenne keine Stadt, welche, auf der Ebene gelegen, allein aus sich heraus zu einer irregulären, künstlerischen Form gelangt wäre. Ist diese Form da, so hat sie ihren äussern Anlass und ihren Ursprung stets in einem Bau monumentalen Charakters, dem die betreffende Stadt in den meisten Fällen überhaupt ihre Entstehung verdankt. Haben wir aber einmal dieses Element in unsere Betrachtung aufgenommen, dann steht neben der stolzen Reihe von Städten, die wie Bern ihre irreguläre Formation vom Gelände herleiten, eine nicht weniger stolze Reihe meist mittelalterlicher Städte, denen ein monumentaler Bau ihr Gesicht gab, und das Kapitel dieses Buches, welches von der mittelalterlichen Stadt im besondern handelt, wird gerade hier nach den offenbaren Typen Ausschau halten müssen.

Priene, der regulären Stadt im Gebirge, sei hier die irreguläre Stadt in der Ebene gegenübergestellt: St. Gallen. Um den ursprünglich bedeutend kleineren Kern des Klosters, das im XVIII. Jahrhundert ohne Rücksicht auf die Umgebung erweitert wurde, hat sich die Stadt in drei deutlich erkennbaren Ringen gruppiert — eine Anlage, welche ohne die architektonische Dominante des die Stadt politisch und wirtschaftlich beherrschenden Klosters niemals diese Form hätte annehmen können. Der Fall ist um so interessanter, als diese typisch irreguläre Stadt auf demselben Boden erbaut wurde, der nach dem Willen seiner früheren Besitzer eine Klosterstadt von streng rektangulärer Form hätte tragen sollen, deren Grundriss uns in dem bekannten Klosterplan von St. Gallen erhalten ist. Und dem Zufall der lokalen Koinzidenz entspricht noch der Zufall der zeitlichen Nähe: die erste »Bauetappe« der heutigen Stadt reicht noch in dasselbe IX. Jahrhundert zurück, aus welchem aller Vermutung nach auch der Klosterplan stammt, so dass also in diesem Beispiel die zeitliche

Koexistenz der beiden städtebaulichen Formen sich beweisen lässt.

Zusammenfassung.

Die folgenden Kapitel sollen nicht eine von Generation zu Generation fortlaufende Entwicklungsgeschichte der Stadtbaukunst enthalten, sondern eine Art Genealogie der beiden hier unterschiedenen Grundtypen der ältern europäischen Stadt. Um aber die entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge von vornherein klarzustellen, gebe ich hier eine gedrängte Uebersicht über die einzelnen Perioden, in denen wir gewohnt sind, alle Geschichte zu sehen.

1. Für die griechisch-römische Antike ist die Koexistenz der beiden Grundformen nicht nur durch sichere Ausgrabungen, sondern vor allem durch eine viel zitierte Stelle aus der »Politik« des Aristoteles fest bezeugt. Aristoteles unterscheidet da «ton archaion tropon», worunter er, cum grano salis gesprochen, die Stadt mit unregelmässiger Strassenführung versteht und »ton neoteron kai hippodameion tropon» die neue hippodamische, das heisst streng regelmässige Stadt. Er empfiehlt ausdrücklich weder das eine noch das andere System, sondern eine Vermischung der beiden, weil nämlich nach seiner Ansicht die unregelmässige Stadt gegen feindliche Angriffe bedeutend mehr Sicherheit biete, während die hippodamische Stadt gesünder sei und angenehmer für den Verkehr. Winterthur etwa wäre durchaus nach dem Rezept des Aristoteles gebaut. Die Wichtigkeit dieses Zeugnisses ist augenfällig. Es beweist zunächst, dass zur Zeit des Aristoteles die unregelmässige Stadt als die ältere, die »archaische« und die hippodamische als die neuere, die moderne galt, es beweist ferner, dass damals die beiden Systeme deutlich als solche erkannt und vor allem auch in ihrer Relativität anerkannt waren; und schliesslich dürfen wir als gewiss annehmen, dass die Autorität des Aristoteles auch in diesen Dingen von allen späteren Generationen respektiert wurde. Sein Ausspruch allein widerlegt schon die unbegreifliche Anschauung, als habe sich im Typus der unregelmässigen Stadt ein spezifisch germanischer Formwille ausgesprochen.

Noch mehr wird dieser Glaube widerlegt durch die tatsächliche Existenz von Städten mit unregelmässiger Anlage. Wir finden sie sowohl in griechisch-archaischer, wie in hellenistischer Zeit, ferner bei den Etruskern und den Gallo-Römern. Dagegen hat dann die hippodamisch-regelmässige Form, die in ihrer rein griechischen Gestalt allerdings nur noch spärlich erhalten ist, eine ungemein fruchtbare Systematisierung erfahren in der hellenistisch-römischen Militärstadt, deren Ausbreitung bis an die äussersten Grenzen des Imperiums wir noch heute feststellen können.

2. An sie muss jede Betrachtung mittelalterlicher Stadtbaukunst anknüpfen. Denn das Mittelalter, so sehr es die unregelmässige Stadt zu ihren höchsten Triumphen geführt hat, blieb in vielen Gegenden der römischen Form so nahe verknüpft, dass die römische Stadtbaukunst, etwa in Südfrankreich, eine wahre Neubegründung erlebte. Ja, wir kennen Fälle, wie das schweizerische Neunkirch, wo mitten im XIV. Jahrhundert eine sogenannte »gotische« Stadt nach einem Brande verlassen und in der Ebene frei nach dem Muster eines römischen Castrums neu begründet wurde. Das schönste Beispiel einer durchgehenden, ungebrochenen Tradition aber bietet Frankreich: die römischen Städte des Südens und schliesslich die grossen Anlagen der späteren klassischen Jahrhunderte — sie sind alle aus demselben Geiste geschaffen und geformt.

3. In den Jahrhunderten seit der Renaissance kann von einer Koexistenz der beiden Grundformen nur noch bedingt gesprochen werden. Die Renaissance selbst ist ungewöhnlich kurz, allein ihr Einfluss auf das künstlerische Denken des Abendlandes erweist sich gerade in diesem Zusammenhang als schlechthin bestimmend: von jetzt an steht alles unter dem Zwang einer mathematisierenden Ratio. Und in diesem neuen Gewande allerdings leben die alten Grundformen weiter. Die eine, die reguläre, führt zunächst zu den Städten der Renaissance, sodann zu den klar geordneten Plätzen, Platzgruppen und Gartenparterres der späteren Jahrhunderte; die zweite, die irreguläre, erfährt eine gewaltige Rationalisierung dessen, was an ihr schon vorher formbestimmend, also rationalisierbar war, der architektonischen und natürlichen Dominanten. Und das Ende im späten XVIII. Jahrhundert ist zugleich ein Anfang: der Beginn der modernen Siedelung.